

Der Band COGD IV/3 schließlich bringt bereits die Dokumente der Heiligen und Großen Synode von Kreta. Es ist überaus eindrucksvoll, dass von einem Konzil noch im selben Jahr die kritische Edition erscheint, und man stellt sich die Frage, wie das überhaupt möglich ist. Ein Index der Bibelstellen, von Konzilien (381, 451 und Trullo) und Kirchenvätern ist beigegeben, vermutlich auf Basis der im Text angegebenen Stellen (es fehlt aber Joh 1,29 auf 1130).

Insgesamt sind bei einem solchen Werk außer der Auswahl der Synoden die jeweilige Edition sowie die beigegebene Einleitung und Bibliographie zu besprechen. Sowohl von der inhaltlichen Breite und Information trifft man bei den Einleitungen und Bibliographien auf eine große Bandbreite; öfter würde man sich zum Verständnis mehr Hintergrundinformation wünschen (die sich die Rezensentin anderweitig verschaffte). Auch bei den Editionen gibt es sowohl neue kritische Editionen wie die Übernahme von publizierten.

Der Leser und Benutzer dieses dreibändigen Werkes von 1450 Seiten aus dem Brepols Verlag hält einerseits eine beeindruckende Reihe von Konzilstexten der Orthodoxie, unterteilt nach Konstantinopler und Moskauer Konzilien, in Händen. Die Konzile von Konstantinopel sind zuweilen von anderen Patriarchen mitunterzeichnet worden, und 10 der 16 Synoden bezeichnet die Enzyklika des Konzils von Kreta 2016 als von „universaler Autorität“ (*katholikou kyrou*s, COGD IV/3, 1122). Damit hat man eine Sammlung, die etwa die Aussage des § 39 im Ravenna-Dokument von 2007 (im Teil über die ökumenischen Konzile) illustriert. Das Ravenna-Dokument ist aber vom Patriarchat Moskau nicht anerkannt worden. Die Auswahl will andererseits nicht das letzte Wort sein, die Ausgabe ist ein Anfang; Melloni schreibt im Foreword zu COGD IV/2: „we believe that the publication of these critical texts may encourage further studies and even wider collections“. Die drei Bände wollen also als *instrumentum laboris* verstanden werden, wofür sie sicher hilfreich sind.

TH. HAINTHALER

MÄNNER, ANDREA: *Stimmen aus Maria Laach / Stimmen der Zeit*. Die Jesuitenzeit-schrift und ihre Redaktion vom Ersten Vatikanischen Konzil bis zum Zweiten Weltkrieg (Münchener Theologische Studien. Historische Abteilung; 41). St. Ottilien: Eos 2019. X/366 S./Ill., ISBN 978-3-8306-7928-8 (Hardback).

Diese an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichte, von Franz Xaver Bischof betreute Dissertation (Zweitgutachter: Roland Kany) ist die derzeit aktuellste und ausführlichste Untersuchung über die Anfänge der mutmaßlich ältesten noch vorhandenen katholischen Kulturzeitschrift Deutschlands. Ihr heutiges Profil unterscheidet sich zwar markant vom ursprünglichen, streng apologetisch ausgerichteten. Aber um eine Auseinandersetzung auf hohem Niveau mit den Strömungen der Zeit, mit Themen und Trends in Kirche(n), Gesellschaft und Politik, Kunst und Literatur, Natur- und Biowissenschaft geht es nach wie vor, wenn auch nicht mehr – wie früher – um den Preis der intellektuellen Redlichkeit.

Die Quellenlage für Andrea Männer (= M.) war ergiebig: Sie konnte Ordensarchive in München (ADPSJ) und Rom (ARSI) einsehen, außerdem standen ihr das – inzwischen ins Provinzarchiv integrierte – Redaktionsarchiv der Zeitschrift sowie ordensinterne Zeitschriften zur Verfügung. M. konsultierte weitere kirchliche wie staatliche Archive, etwa das Luxemburger Nationalarchiv, wo Parlamentsprotokolle über die vermeintliche Ausweisung der Redaktion aus dem Großherzogtum einlagern, oder das Erzbischöfliche Archiv München (EAM), das wichtige Korrespondenzakten aufbewahrt. Als Auskunftswelle stand ihr zudem nicht nur das fünfbandige *Opus magnum Geschichte der deutschen Jesuiten* (2013) zur Verfügung, sondern auch dessen Verfasser selbst, der Frankfurter Kirchenhistoriker Klaus Schatz SJ. Durchgesehen wurden die für den gewählten Zeitraum (1871–1941) in Frage kommenden Bände 1 bis 138. In der Einleitung (1–13) wird das Forschungsprojekt vorgestellt: „Leitend ist dabei die Frage, wie sich die Zeitschrift angesichts der theologischen, wirtschaftlichen und politisch-gesellschaftlichen Veränderungen von der anfänglich ultramontanen Ausrichtung zu einer theologisch breitgefächerten Zeitschrift für christliche Kultur entwickelte“ (6).

Das erste Kapitel (15–50) skizziert zunächst die Situation der Jesuiten nach der Wiederherstellung des Ordens im Jahr 1814 und das Ringen um Ausrichtung und Programm, „wobei sich letztlich restaurative Kreise durchsetzten“, die meinten, nahtlos an die Zeit vor 1773 anknüpfen zu sollen – was zu einem neuen „europäischen Antijesuitismus“ führte und den Orden „im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts wieder zum Feindbild für liberale und antiklerikale Kreise“ (17) machte. Erst mit der neuen preußischen Verfassung von 1850 konnte der Orden in Deutschland wirklich und wirksam Fuß fassen. Zwischen 1848 und 1863 verdoppelte sich die Zahl der Mitglieder auf über 600, was zu Engpässen in den Ausbildungszentren führte. Das führte zum Erwerb der 1803 säkularisierten ehemaligen Benediktinerabtei Maria Laach, die zum Studienhaus um- und ausgebaut wurde. Im Mai 1863 zogen über sechzig Philosophiestudenten mit den Professoren in die abgeschlossene Anlage ein, außerdem der Provinzial und eine Schriftstellergruppe. Im Schuljahr 1863/64 nahm das „Collegium Maximum“ seinen vollen Betrieb mit inzwischen mehr als 170 Jesuiten auf. Es gab dort sogar eine jesuitische Fischzucht (vgl. 21).

In den Anfängen der Laacher Zeit entstanden verschiedene wissenschaftliche Publikationen wie die *Collectio Lacensis* oder die *Philosophia Lacensis*. Seit Juli 1863 wurde über eine Schriftenreihe für breitere gebildete Kreise beraten – daraus entstanden (ab Juli 1871) die *Stimmen aus Maria Laach* (StML), die 1914 in *Stimmen der Zeit* (StZ) umbenannt werden sollten. Auf dem europäischen Parkett existierten bereits die italienische, unter der Kontrolle der Kurie stehende *Civiltà Cattolica* (1850) und die französischen *Études* (1855). Die StML waren zunächst eine lose Schriftenreihe mit dem Ziel, die Enzyklika *Quanta cura* Papst Pius' IX. von 1864 und den *Syllabus errorum* zu verteidigen (vgl. 26–30), wobei sich die Patres nicht wirklich auf einen gemeinsamen Standpunkt einigten, was dazu führte, dass neun der zwölf Hefte zwischen 1865 und 1869 ausschließlich von zwei Jesuiten, Florian Rieß und Gerhard Schneemann, verfasst wurden – streng ultramontan und apologetisch-polemisch ausgerichtet. Das Erste Vatikanische Konzil (1869/70) führte zu einem inhaltlichen Perspektivenwechsel: Jetzt wurden, in einer zweiten Schriftenreihe, hauptsächlich das Infallibilitätsdogma und der Jurisdiktionsprimat verteidigt: wie in der *Civiltà Cattolica* ohne Autorengabe, also anonym – ein Zeichen dafür, dass die Beiträge, wie Klaus Unterburger es interpretiert, „als Gemeinschaftswerk der jesuitischen Redakteure [galten], die in ignatianischer Tradition auf alle individuelle Meinung verzichten und sich dem Apostolischen Stuhl auf absolute Weise in Glaubens- und Sittenfragen unterwerfen wollten“ (30).

Seit Juli 1871 erschienen die StML (Untertitel: „Katholische Monatsschrift“) regelmäßig, wegen des äußeren Erscheinungsbildes, einem knallroten Einband, in Unterscheidung zu den „Gelben Heften“ – den *Historisch-politischen Blättern* – oft nur „Rote Hefte“ genannt: ein vom Verlag Herder, so M., intendierter „Konkurrenzkampf“ (38). Welchen Einfluss Pius IX. auf die Zeitschriftengründung nahm, muss die Autorin offen lassen: Benedikt XV. insinuierte eine solche in seinem Glückwunschsreiben zum fünfzigjährigen Bestehen (vgl. 39f.). Autoren wie Georg Michael Pachtler, Rudolf Cornely, Franz Ehrle, Joseph Knabenbauer werden kurz vorgestellt. Bis in die 1920er-Jahre änderte sich wenig an der ultramontanen Grundausrichtung, Schritt für Schritt wurde allerdings das Themenspektrum erweitert. Das Kapitel schließt mit den Auswirkungen des Kulturkampfes: Am 4. Juli 1872 wurde das „Jesuitengesetz“ rechtskräftig, das zur Ausweisung aus Deutschland führte. Kurz vor Weihnachten kam auch für die Niederlassung in Maria Laach das Aus: Die philosophische Ausbildung wurde nach England (Ditton Hall bei Liverpool) verlegt, für die StML begann eine jahrzehntelange Odyssee in deutschen Anrainerstaaten.

Das zweite Kapitel (51–194) fasst im Titel die Situation als „Überwintern der *Stimmen aus Maria Laach*-Redaktion in den Beneluxstaaten“ zusammen. Standorte waren zunächst, von 1873 bis 1880, Tervueren (Belgien), wo die Adelsfamilie Robiano-Stolberg-Wernerode ihr Schloss zur Verfügung stellte (51–84); sodann die Niederlande: zuerst Schloss Blyenbeck, von 1880 bis 1885 (85–101), dann von 1885 bis 1899 Exaten (102–122); sodann von 1899 bis 1910/11 Luxemburg; und schließlich von 1910/11 bis 1914 das „Collegium Maximum“ der Deutschen Provinz im niederländischen Valkenburg, wo seit 1894 die philosophische und seit 1895 auch die theologische Ordensausbildung

untergebracht waren (159–194). Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit dem Zeitraum 1914 bis 1945: „Zurück in Deutschland: Die Redaktion in München“ (195–304). Das knappe vierte Kapitel bietet einen „Ausblick: Neuanfang in der Nachkriegszeit“ (305–311), bevor ein „Fazit“ (313–326) gezogen wird. Statistiken (327–330), die leider viel zu klein bis unleserlich abgedruckt sind, Verzeichnisse, Literaturlisten und Register beschließen das Buch.

Man liest und staunt: Welche ganz praktischen Probleme mit dem jahrelangen Exil verbunden waren. Welche Differenzen zwischen Redaktionsmitgliedern und Schriftleitern permanent aufbrachen, die (wie Rudolf Cornely SJ) „ein selbstherrliches Regiment“ (54) führen konnten. Wie theologische Streitfragen, etwa die Auseinandersetzung mit dem naturwissenschaftlichen Darwinismus oder mit der biblischen Inspirationsfrage, zu schwerwiegenden Konflikten, damit verbunden zu Maßregelungen, Absetzungen und persönlichen Tragödien (Franz von Hummelauer SJ) führten. Wie, um „heiße Eisen“ zu umgehen, auf „unverfängliche Themen und Detailforschungen“ (97) ausgewichen wurde, was wiederum dem Anspruch auf Aktualität zuwiderlief. Es war ein ständiges Ringen: Positionierung? Neutralität? Polemik? Apologetik? Sprachrohr des Papstes? Es gab Gewinner und Verlierer bzw. Opfer, etwa im Gefolge des mit der Enzyklika *Aeterni patris* weltweit festgeschriebenen Neothomismus (vgl. 89). Personelle Fehlgänge, „schwierige Charaktere“, aber auch Zufallstreffer, etwa das Forschungsgebiet des Ordenshistorikers Bernhard Duhr, der das nach Exaten verlegte Generalsarchiv ausbeuten konnte, kommen zur Sprache. Man begegnet klingenden Namen wie Joseph Braun, Stephan Beissel, Moritz Meschler, August Langhorst, August Lehmkühl, Heinrich Pesch, Gustav Gundlach, Oswald von Nell-Breuning, Viktor Cathrein, Alexander Baumgartner, Erich Wasmann, Hermann Krose – mit dessen Schriftleitung „die entscheidende Wende der Zeitschrift von einer apologetisch-defensiven hin zu einer neuen Auseinandersetzung mit der Moderne“ (177) eingeläutet wurde –, Jakob Overmans, Josef Fröbes, Constantin Noppel, Augustin Bea, Erich Przywara, Hermann Muckermann, Max Pribilla oder Peter Lippert. Sie alle sind Koryphäen auf ihren Gebieten. Die einen drückten der Zeitschrift ihren Stempel auf, favorisierten „ihre“ Themen, positionierten sich oder vermieden genau dies, es gab Kämpfe mit anderen Denkrichtungen (etwa mit Carl Muth und dessen Zeitschrift *Hochland*). Andere setzten auf Ausgleich und Dialog. Spannend sind die Ausführungen über Karl Frick als antimodernistischen Schriftleiter (vgl. 136–153), der durch seine Teilnahme an der geheimen Osterdienstagkonferenz in Köln (150–153) eine ernste Krise heraufbeschwor.

Man wundert sich, wie sehr einzelne Generaloberer aus Rom intervenierten, Abberufungen forderten, Absetzungen erzwangen oder Themen anordneten, in Dinge wie Kino- und Theaterbesuch oder Kulturaufführungen eingriffen (vgl. 171, 202). Der „Kurs“ der StML war ein Dauerthema – homogen war die Zusammensetzung der Redaktion eher selten, manchmal lagen die Positionen im selben Fachbereich diametral auseinander (Baumgartner vs. Overmann im Katholischen Literaturstreit, 167). Die zeitweise Unterbringung in Studienhäusern führte zu Rollenkonflikten: Darf ein Hausoberer inhaltlich in die Zeitschrift eingreifen? Schriftsteller und Postverkehr überwachen (vgl. 162)? Aktivitäten von Redaktionsmitgliedern untersagen? Selbstbestimmung und Unabhängigkeit war für die Schriftsteller wichtig. Deswegen war ein eigenes Schriftstellerhaus immer ein Thema, auch wenn das, wie bei der Luxemburger Episode („Brachland“), zum finanziellen Desaster führen konnte (vgl. 122).

Immer wieder stößt man auf interessante Personalien: etwa dass Hugo Rahner SJ zwei Mal, Mitte der 1930er-Jahre und nach dem Zweiten Weltkrieg, als Schriftleiter im Gespräch war (vgl. 308). Als sich 1928 die StZ für externe Autoren öffnete, war von Anfang an klar, dass auch Frauen publizieren können – über Erich Przywara SJ wurden Edith Stein und die österreichische Schriftstellerin Oda Schneider angeworben, die in derselben Ausgabe zur Frauenfrage publizierten (vgl. 245). Stark war der Einfluss von Kardinal Michael Faulhaber (München und Freising), der die Zeitschrift finanziell unterstützte („Feldausgaben“ im Ersten Weltkrieg) und vergeblich um Peter Lippert SJ als Spiritual warb („Tauziehen um Lippert“, 255). Neben den Statistiken gibt es 16 Abbildungen, die einzelne Redaktionsitze und -mitglieder zeigen.

Das dritte Kapitel, das den Ersten Weltkrieg, die Zwischenkriegszeit und die nationalsozialistische Zeit behandelt, fällt gegenüber den beiden ersten Kapiteln ab. Mehrmals ist davon die Rede, dass der Lebensstil der Schriftsteller zu wenig „monastisch“ gewesen sei (vgl. 80f., 228). Das Adjektiv monastisch ist dabei nicht kritisch hinterfragt, denn es entspricht gewiss nicht der Ordenstradition bzw. jesuitischer Lebensweise. Hätte die Zeit des Ersten Weltkriegs nicht eine differenziertere, weniger holzschnittartige Darstellung verdient? Klaus Schatz' *Stimmen*-Beitrag „Zwischen Nationalismus und Völkerverständigung. Jesuitenzeitschriften im Ersten Weltkrieg“ (August 2018) wird zwar erwähnt, aber nicht wirklich ausgewertet: Darin wird genau unterschieden, wie sich die *Études* und die StZ verhielten, wer mehr nationalistisch (oder chauvinistisch), wer mehr patriotisch eingestellt war. In diesem Zusammenhang hätten auch die beiden Editorials „1914 / 2014“ (August 2014) und „Neue Stimmen für eine neue Zeit“ (Oktober 2014) zur Umbenennung der StML geholfen. Übersehen wurde der Beitrag über den Kurzzeitschriftleiter: „Franz Ehrle SJ als Chefredakteur und Herausgeber der ‚Stimmen der Zeit‘“ aus der *Collection de l'École Française de Rome* (Nr. 551), die dem Jesuitenhistoriker 2018 eine komplette Ausgabe (Dokumentation einer Tagung) gewidmet hat. Ehrle war übrigens zuerst Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, dann Kurienkardinal, nicht umgekehrt (vgl. 43). Etliche andere Desiderata wären anzuführen. M. hat ihre Studie zwar 2017 eingereicht, aber das Vorwort ist mit Januar 2019 datiert – die dazwischen liegende Zeit wurde offenbar nicht berücksichtigt.

„Ausblick“ und „Fazit“ fallen mit sechseinhalb und 15 Seiten schmal aus – auf Kosten von Präzision. Kann man den Kreisauer Kreis kommentarlos als „Widerstandsgruppe“ (303) bezeichnen? Verwunderlich ist, dass M. entgangen zu sein scheint, dass München nicht mehr Redaktionssitz ist. Er wurde Ende 2017 nach Berlin verlegt (vgl. 6 und 226). Die Stärke der Dissertation liegt in der Fülle des durchforsteten und aufbereiteten Archivmaterials, für die jeder Leser und jeder Leserin nur dankbar sein kann.

A. R. BATLOGG SJ

BUSS, GREGOR: *Katholische Priester und Staatssicherheit. Historischer Hintergrund und ethische Reflexionen*. Münster: Aschendorff 2017. 356 S., ISBN 978-3-402-13206-7 (Paperback).

Das vorliegende Werk von Gregor Buß besteht aus dem Vorwort des Autors, einem Teil A mit vier Kapiteln, einem Teil B mit drei Kapiteln und abschließend aus den Registern. Es beruht auf der 2010 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag eingereichten Dissertation des Autors. Dieser betont in seiner Einleitung, dass er mit dieser Arbeit keine konkreten Fälle Inoffizieller Mitarbeiter (IM) unter den Priestern während der DDR Zeit bewerten, sondern „Kriterien zur Bewertung“ unter ethischer Reflexion erarbeiten möchte (11f.). Für diese Forschungsarbeit hat Buß zahlreiche Akten unter entsprechender quellenkritischer Behandlung beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) und in den Außenstellen dieser Behörde eingesehen (14f.).

Das erste Kapitel von Teil A ist eine Einführung in die Arbeitsweise des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), in der Buß zum Verständnis des Lesers die grundlegenden Entwicklungslinien der Entstehung und der Aufgaben des MfS seit 1950 vorstellt (21 f.). Für die Überwachung der beiden Kirchen wurde im MfS die Hauptabteilung XX (HA XX) eingerichtet (28f.). Als „Hauptwaffe gegen den Feind“ waren die IM als Denunzianten die entscheidenden „Erfüllungsgehilfen“ des MfS (33). Seit dem Ende der 1960er verfolgte das MfS mit seinem gesamten geheimdienstlichen Repertoire auch gegen die katholische Kirche in der DDR drei Ziele: Neuzirkumskription der Bistumsgrenzen, Ausschaltung „feindlich-negativer Kräfte“ und Förderung „loyaler“ Kreise innerhalb der Kirche (43). Von der Berliner Ordinarienkonferenz (BOK) bis in die Priesterseminare hinein sollte die katholische Kirche v. a. mittels IM observiert und bearbeitet werden (45f.). Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Frage der Kontakte zwischen dem MfS und der katholischen Kirche. Offizielle Kontakte waren schon aufgrund zahlreicher politischer Anlaufstellen in Zuständigkeit des MfS (z. B.